

Der verschüttete Weg zum Beten

Wenn wir vom Beten reden, dann reden wir vom inneren Leben des Menschen und kennzeichnen den Menschen als ein religiöses, das heißt auf einen oder den Gott bezogenes Wesen. Das Wort „beten“ kommt aus dem religiösen Raum, der im Laufe der Entwicklung der westlichen Welt, insbesondere durch die Neuzeit, mehr und mehr ein besonderer, begrenzter Raum geworden ist. Die „Innerlichkeit“ ist etwas am Rande befindliches, Nebensächliches, letztlich überflüssiges; das eigentliche Menschsein liegt woanders, nämlich in dem nach der äußeren, gegenständlichen Welt greifenden Verstand und in dem sich die gegenständliche Welt verfügbar machenden Werk des Menschen. Das Weltbild der Neuzeit ist von der Wissenschaft und der Technik geformt, und das damit gegebene Menschenverständnis ist das des Menschen als Vernunftwesen und als Macher. In der Wissenschaft und in der Technik ist der Mensch nach außen gerichtet. Seine Größe besteht in der Fähigkeit, die äußere Welt zu meistern.

Dass dieses Verständnis dem Menschen nicht Genüge tut, wird in der Gegenwart weithin anerkannt. Entscheidend hierfür waren die Entdeckungen der Psychologie, vor allem durch Freud und Jung: das Seelenleben des Menschen ist nicht auflösbar in die bewusste ratio. Der Mensch ist nicht nur nach außen gerichtet, sondern auch in sich lebendig. Das Innen und das Außen fordern gleichermaßen Anerkennung zu werden. Diese Anerkennung kennzeichnet die gegenwärtige Welt als Zivilisation: sie ist aufgespalten in die Welt des „Außen“ – die Welt der Wissenschaft und Technik – und in die Welt des „Innen“. Mit letzterer ist das bunte Gemisch der sogenannten Welt der Freizeit gemeint, wo ein weites Feld der offensichtlich gegensätzlichsten, aber doch innerlich irgendwie zusammengehörenden Wirklichkeiten sich breit entfaltet, von der Religion und der Kunst im engen Sinn bis hin zu der in vielerlei Formen gelebten Psychologie. Diese wird gelebt in Gruppendynamik und Selbsterfahrung, in Psychoanalyse und in aktiver Imagination als Wege der Psychotherapie, in der Flucht in die Traumwelt durch manche Arten der Literatur und der Filmindustrie und durch sonstige Techniken, auch durch Drogen. In der gegenwärtigen Welt ist die Religion und damit das Gebet diesem Bereich des Innen angegliedert, dem Bereich des Außen gegenübergestellt und auf sich selbst bezogen ohne Verbindung zum Außen.

Diese Aufgliederung der Welt in Innen und Außen widerspricht dem Wesen der Religion und des Gebets, denn „Religion hat es auf jeden Fall mit dem Ganzen zu tun“ (Ulrich Mann). Religion und somit Beten lässt sich nicht auf einen besonderen Bereich beschränken, so dass wir, wenn wir von Beten reden, von Religion und Innerlichkeit, damit den Bereich des Innen, wie ihn die heutige Zivilisation neben dem Bereich des Außen anerkennt, übersteigen und die diese beiden Bereiche zugleich umfassende und sie beide zugleich übersteigende Transzendenz als Grund und Ziel von Religion und Beten ins Auge fassen. Damit aber greifen wir die heutige Zivilisation bis in ihre Grundlagen an und überwinden von innen die Gespaltenheit des heutigen Menschen. Beten ist – so können wir zunächst einmal sagen – ein bewusstes Stehen in und angesichts der Ganzheit, und das heißt in und angesichts der Transzendenz.

(Ganzheit und Transzendenz werden hier als gleichbedeutend gebraucht. Erst durch die Erkenntnis, dass die Transzendenz personhafter Gott ist, wird dann zwischen Ganzheit, also dem All und Gott unterschieden werden, und zwar so, dass Gott die Ganzheit umschließt und zugleich übersteigt.)

Der betende Mensch, das heißt der in und angesichts der Ganzheit stehende Mensch ist der denkende Mensch. Die Entgegenstellung von Denken und Glauben, wie sie die Neuzeit kennzeichnet, beruht auf dem Zerfall der Denkfähigkeit des Menschen. Die Spaltung der Wirklichkeit in ein Außen und ein Innen, in eine Objekt- und eine Subjektwelt, ist selber schon Ausdruck dieses Zerfalls. Dieser erscheint sozusagen durch sein Gegenteil, das heißt durch das sich Aufbausuchen eines schon tödlich verwundeten, weil gespaltenen Denkens. Descartes, der in seiner Philosophie das Wesen der Neuzeit typisch ausspricht, beschränkt das Denken auf das Subjekt, anders gesagt auf den Bereich des wie auch immer verstandenen Innen (er versteht es selber sehr einseitig als das der bewussten ratio), und überlässt das Außen dem vom Denken unabhängigen Wissen. Das Denken ist nicht mehr auf das Ganze, sondern nur auf den Teil (das Subjekt) bezogen. Auch in der Neuzeit, auch bei Descartes wird gedacht, aber das Denken beruht auf einer Gedankenlosigkeit, auf einem Un-denken. Denn Denken besteht darin, das Ganze zu sehen, die Beziehungen zu erkennen, wahrzunehmen, dass alles von allem abhängt. Descartes aber trennt das Denken vom Ganzen, schränkt es ein auf den Teil. Dadurch wird es ein auflösendes (analytisches) Denken, ein der Ganzheit den Rücken kehrendes Denken. Es fehlt ihm der große, weite, lebendige und belebende Atem, der das All durchwirkt. Es ist ein auf den Menschen und dazu noch auf seine ratio beschränktes, den Menschen in immer neuen Anläufen umkreisendes, auf ihn zurückzielendes Nabel-Denken, das denn auch den Menschen zum Gefangenen seiner selbst, genauer: seiner ratio macht.

Solch einschränkendes Denken ist, weil ja Denken auf das Ganze, auf die Zuordnung des einen zum andern und zuletzt zum Ganzen ausgerichtet ist, ein Widerspruch in sich selbst. Die Gegenüberstellung von Denken und Glauben liegt darin begründet, dass das Denken sich nicht mehr auf die Ganzheit, sondern nur auf den Teil bezieht, und der Glaube den Bezug auf die Ganzheit nicht aufgeben kann, ohne auch sich selbst zu verleugnen. Man darf sagen, dass der Glaube das tiefe Wissen um seinen Bezug zur Ganzheit besser bewahrt hat als das neuzeitliche Denken, wenn er auch weithin unfähig geworden ist, diesen Bezug in einsichtiger Weise darzustellen. Rechtes Denken ist, weil auf die Ganzheit bezogen, „religiöses“ und das heißt doch schon glaubendes Denken, wenn auch der Glaube im eigentlichen Sinn nicht nur auf die Transzendenz, sondern auf den personhaften Gott bezogen ist und also die Offenbarung dieses Gottes voraussetzt. Der Gegensatz Denken – Glauben ist eine Erscheinung der Neuzeit; der andere zwischen Mensch und Welt, Subjekt und Objekt, Geschichte und Natur, Individuum und Kosmos geht mit ihm Hand in Hand. Aus ihnen entstehen alle anderen Entzweigungen und sind schon in diesen beiden enthalten.

Denken – rechtes Denken – legt allein, menschlich gesehen (also abgesehen von der Offenbarung), den Weg zum Beten frei, wie schon Paulus in Römer 1,20 sagt, dass die Transzendenz, ja Gottes unsichtbares Wesen, das heißt seine ewige Kraft und Gottheit ersehen wird seit der Schöpfung der Welt und wahrgenommen (wörtlich: gedacht) wird an seinen Werken. Der Weg zu Gott und damit zum Gebet geht also über das Denken. Das nichts zu tun hat mit kopflastigem Intellektualismus, denn sein eigentliches Organ ist die das Wissen umschließende und übersteigende, vernehmende Intuition. Das Denken ist das Aufspüren der Zu-

sammenhänge und das Erkennen ihres Umschlossenseins von einer sie tragenden Wirklichkeit. Und das Denken ist selbst schon eine Form des Betens, des ins-Gespräch-Kommens mit der Ganzheit und so mit dem „Es“ der Transzendenz.

Der Weg zum Beten ist heute deshalb weithin verschüttet, weil der Weg zum Denken es auch ist. Denken lebt vom Erfahren, und der Weg zum Denken ist verschüttet, weil der Weg zum Erfahren verschüttet ist: man spricht vom Erfahrungsdefizit des heutigen Menschen. Deshalb ist jede Form des Denkens, und damit jedes sich Hineinstellen in eine größere Weite und Tiefe, jedes Aufspüren der Beziehungen vom Außen zum Innen und vom Innen zum Außen, jede Erfahrung der Wirklichkeit in ihrer Vielfalt als Herausforderung zu ihrer Integrierung, zu ihrer Bewältigung, eine Hinführung zum Beten. Denken, also Zusammenhänge erkennen, führt nicht zum Hochmut, sondern zur Demut, ebenso wie der Anstoß zum Denken, und das heißt zur Wachheit, zum Achten auf die Wirklichkeit. Die Wahrnehmung der Wirklichkeit, die uns als Einzelne immer übersteigt, wird uns gegeben durch das Scheitern des Nicht-Denkens, wie uns dies in der Gespaltenheit der Neuzeit entgegentritt.

Der neue Zugang zum Gebet, der Anmarschweg zu ihm, ist oft sehr lang, weil so sehr verschüttet. Er nimmt heute hauptsächlich die Form der Selbstreflexion an und zwar deshalb, weil durch die Trennung des menschlichen Subjekts von der äußeren Natur und durch die Aufspaltung des Menschen in die ratio und sein übriges Innenleben der Mensch in seiner Selbstfindung, in der Findung seiner Identität, zurückgeblieben ist. Dabei wird die ratio überanstrengt und das übrige Innenleben an den Rand verdrängt, wenn es sich da auch oft sehr breit ausleben kann. Gelöst von seinen natürlichen und auch kosmischen Wurzeln, gespalten in sich selber in sein Bewusstes und sein Unterbewusstes wie auch sein Unbewusstes, hat der Mensch sich selber nie ins Auge gefasst. Selbsterfahrung und Selbstreflexion sind Wege, therapeutische Wege zur Selbstfindung des Menschen in seiner Ganzheit, wie lang sie auch sein mögen. Durch diese kommt der Mensch zu sich selber und damit als Mensch zur Welt, und das ist, vom Menschen aus gesehen, der geradeste Weg – zu Gott.

Denn was ist die Erkenntnis, die dem Menschen durch die Selbsterfahrung und die auf ihr beruhende Selbstreflexion zuteilwird? Er erkennt, dass er nicht heil, sondern krank ist, dass er und die Welt in Brüche gegangen sind, er wird gewahr, dass er nicht in sich selber sein Ziel hat, dass er hinstrebt, sozusagen hinprogrammiert ist auf einen Anderen außerhalb seiner selbst, und dass er sich nicht selbst findet, ohne diesen Anderen zu finden. Selbstreflexion ist also nicht ein Wiederkäuen, ein Um-sich-selbst-Kreisen, sondern der Weg zu der Erkenntnis, dass es das „Ich-Selbst“ nicht gibt ohne das „Es“ der Welt und ohne das „Du“ des anderen, zunächst des anderen, meines Nächsten und dann des Anderen, meines Schöpfers und Vollenders, also Gottes. Die Selbstreflexion lehrt mich, dass „ich“ in einem „Es“ wurzle, dem „Es“ der Natur und des Kosmos und auch der gesamten Menschheitsgeschichte. „Ich“ erfülle meine Bestimmung erst, wo ich neu geboren werde für ein „Du“, der Mann für das „Du“ der Frau und die Frau für das „Du“ des Mannes, und Mann oder Frau für das „Du“ des Bruders, des Nächsten, dem ich ein Bruder, ein Nächster, ein „Du“ werde und damit eben „ich“ bin, damit eben zu meinem „Ich-Selbst“ als dem „Du“ des anderen finde. Nicht aus mir selber finde ich zu mir, zum „Ich-Selbst“, sondern durch die Beziehung des Ich auf ein Du, wo ich Du sage und wo mir Du gesagt wird. Selbstfindung gibt es nur durch Lieben, das heißt durch gebende und empfangende Liebe.

Selbstreflexion ist deshalb ein Zugang zum Gebet, weil sie auch endet, wie sie begonnen hat. Sie beginnt im Scheitern des Nicht-Denkens, das zur Gespaltenheit führt, und sie endet im Scheitern des Denkens. Sie ist, wie das Denken überhaupt, Ursprung und Form des Gebets und zuletzt sein Scheitern. Sie ist Ursprung und Form des Gebets, insofern sie uns in Beziehung setzt zum „Es“ und zum „Du“, insofern also ein Gespräch entsteht zwischen dem „Ich-selbst“ und dem „Es“ und zum „Du“. Sie ist das Scheitern dieses Gesprächs, sofern das „Es“ und auch das „Du“ uns übersteigen, uns nie verfügbar sind, wie wir uns selber in unserem eigenen „Ich“ letztlich nicht verfügbar sind. Wir scheitern nicht nur am „Es“ und am „Du“, weil sie uns übersteigen, sondern wir scheitern zutiefst an uns selbst. Wir sind nämlich nicht nur „eine Freiheit“, sondern auch eine Unfreiheit, nicht nur „Wir-selbst“, sondern auch Nicht-wir-selbst. Ich bin nicht nur „Ich-selbst“, sondern auch für mich selbst ein Mysterium, ein geheimnisvolles „Es“. Und auch das „Es“ der Natur und des Kosmos und der Menschheitsgeschichte ist nicht nur ein verfügbares, sondern auch ein geheimnisvolles „Es“. Und das „Du“ ist nicht nur ein „Du“, sondern gleichfalls unverfügbares Mysterium. „Ich“, „Du“, „Es“ sind eingewoben in ein Mysterium, das sie alle gleicherweise übersteigt, und an dem sie letztlich alle in ihrem Anspruch auf Selbständigkeit, in ihrem Anspruch, ein Selbst zu sein, zerbrechen. Die Grunderfahrung des Menschen ist die des Scheiterns, des Scheiterns nicht nur im Nicht-Denken, sondern auch im Denken, nicht nur im Nicht-Beten sondern auch im Beten, nicht nur in der Nicht-Religion, sondern auch in der Religion, nicht nur in der Selbstvergessenheit, sondern auch in der Selbstfindung, nicht nur in der Nicht-Reflexion, sondern auch in der Selbstreflexion. Das Scheitern ist eine Scheidelinie. Es wird als Gericht erlebt und kann doch als Gnade wirken. Es ist ein Sterben, aber es kann zum Leben sein. Dann nämlich, wenn wir uns durch das Scheitern hineinstellen lassen in die Gemeinde der Gescheiterten, wenn wir erkennen, dass Religion nicht nur der Weg von unten nach oben, nicht nur das Greifen des „Ich“ nach dem „Es“ und dem „Du“ ist, sondern auch ein Angebot an uns von außen. Religion ist auch die bestehende, geschichtlich gewachsene, sich uns anbietende, diese oder jene bestimmte Religion, die die Grunderfahrung des Scheiterns typisch darstellt und nach ihrem Sinn deutet, nämlich dass das Scheitern nicht auf das Scheitern angelegt ist, sondern auf Heimfinden, nicht auf Sterben, sondern auf Leben, nicht auf Gericht, sondern auf Gnade, nicht auf Fluch, sondern auf Segen, nicht auf Zerstörung, sondern auf Erlösung, auf Rettung. Jede geltende, geschichtlich gewachsene Religion ist, in welcher Unklarheit auch immer, mit welchen Gegensätzlichkeiten auch immer vermennt und dadurch verzerrt, Gnadenreligion. Sie bezeugt, wie auch immer, die Offenbarung eines (oder des) Gottes als das rettende Eingreifen eines (oder des) göttlichen „Du“, als dieses göttliche Eingreifen „in, mit und unter“ dem Scheitern des Menschen, das es zur Scheidelinie, zur Schwelle, zum Tor macht, durch ein Sterben hindurch in das neue, von Gott geschenkte Leben.

Die Gnadenreligion par excellence ist die christliche, die alle anderen Religionen „aufhebt“ im dreifachen Sinn dieses Wortes: Sie richtet sie in ihrem Irrtum und setzt sie so außer Kraft (Aufhebung als Verwerfung), sie anerkennt sie in ihrer Wahrheit und nimmt sie so auf, sie übernimmt sie (Aufhebung als Annahme) und führt sie schließlich nach ihrer Wahrheit zur Vollendung, sie erfüllt und übersteigt sie (Aufhebung als Vollendung). Im Prolog des Johannesevangeliums wird von dem Wort, das Fleisch wurde, gesagt, dass es seit Anfang war und dass seit Anfang in ihm das Leben und das Licht waren. Das führt zu der Aussage, dass da, wo Leben und Licht ist, in allem Tod und in aller Finsternis, das Wort seit Anfang am Werk ist, wenn es sich auch in seiner Fülle erst offenbart in dem fleischgewordenen Christus Jesus.

Jede geltende, geschichtlich gewachsene und vor allem die christliche Religion, (die ich auch als Religion bezeichne – ich sehe keinen Grund, sie nicht so zu bezeichnen) vermittelt eine Sinndeutung des Scheiterns der Religion als Weg von unten nach oben, vom „Ich“ nach dem „Es“ und dem „Du“. Sie vermittelt also eine Sinndeutung vom Scheitern des Denkens, vom Scheitern der Selbstfindung und der Gottesfindung, vom Scheitern des Gebets. Sie vermittelt sie diese Sinndeutung dadurch, dass sie dies Scheitern als ein Sterben darstellt, das in ein neues Leben führen will, genauer noch, dass in diesem Scheitern sich nun Gott offenbart als ein personhaftes „Ich“, das zu mir, dem Gescheiterten, „Du“ sagt und das für mich zum „Du“, zum zu mir sogar durch das Sterben und dadurch zugleich zu sich (zu Gott) führenden „Du“ wird. Gott tritt nur in unserem Scheitern aus seiner „Es“-Verborgenheit, aus seinem „Es“-Mysterium, aus seiner „Es“-Transzendenz heraus und offenbart sich als göttliches „Ich“, als mich nun durch den Bruch des Scheiterns schaffende Person, als das „Du“ meines durch ihn erschaffenen „Ich-selbst“. Nur in meinem Scheitern erfahre ich Gott als persönliche Liebe, durch mein Errettetwerden, durch mein Begnadetsein.

Die Grundaussage aller bestehenden, geschichtlich gewachsenen Religion ist, dass das Leben ein Sterben und der Sinn des Sterbens nicht das Sterben, sondern das Leben ist. Die Grundaussage jeder Religion ist die von Tod und Leben, also von Neugeburt, von einer Metamorphose, einem Verwandeltwerden, einer Verwandlung auf Gott hin. Diese Grundaussage erscheint da dunkler, dort klarer, aber sie ist, wenn auch oft verzerrt, da, und sie ist auch, und hier nun leuchtend, die Grundaussage der christlichen Religion. Hier wird sie an Christus, dem Gottessohn, durchbuchstabiert. Damit wird gesagt, dass in jedem Scheitern und Sterben das Sterben Christi seine Früchte trägt, wie auch in jedem Verwandeltwerden, in jedem Auferstehen das Auferstehen Christi sich auswirkt und erfüllt.

Nach der Grundaussage jeder bestehenden, geschichtlich gewachsenen Religion, und im hervorragenden Sinn der Christusoffenbarung, ist nicht so sehr das Scheitern verhängnisvoll als vielmehr das Nicht-wahr-haben-Wollen des Scheiterns, nicht das verfehlt Seien als vielmehr das Machen, als ob es nicht verfehlt wäre. Nach Paulus ist nicht die Sünde das Schlimmste, sondern die Selbstgerechtigkeit. Nicht beten können, am Beten scheitern, ist nicht letztlich verhängnisvoll, sondern es nicht zugeben, es nicht beichten. Nur durch das Zugeben, nur durch Beichte wird das Scheitern des Gebets der Zugang zu neuem Beten.

Wer beten kann, der kann nicht beten. Unser Beten wird immer wieder scheitern, damit wir beten lernen. „Wir sind Bettler, das ist wahr“ (Luther). Unser Beten ist ein Seufzen, ein Lallen. Als solches hört es Gott und wandelt es in Loben.

Beten ist Denken und das Scheitern des Denkens. Beten ist Stehen in und angesichts der Ganzheit und Scheitern dieses Stehens. Beten ist Selbstreflexion und Scheitern der Selbstreflexion, Beten ist Selbst- und Gottesfindung und Scheitern der Selbst- und Gottesfindung. Beten ist im Scheitern von Gott gefunden werden, ist die Heimfindung zum Vater. Es ist aber zugleich das Nicht-über-den-Vater-verfügen-können. Es ist Gespräch mit dem göttlichen „Du“, das aber nicht in diesem „Du“ aufgeht. Auch der offenbare Gott ist zugleich der verborgene Gott; Gott als „Du“ ist zugleich ein geheimnisvolles „Es“. Gott ist nicht nur persönlich, sondern auch überpersönlich. Dieses personhafte Mysterium Gottes und diese geheimnisvolle Personalität Gottes meint die Aussage der Dreieinigkeit. Sie denken heißt schweigen, wie denn Beten immer zutiefst ein Schweigen ist, ein schweigendes Reden und ein redendes

Schweigen. Die Theologie als das Reden von Gott und zu Gott, mit Gott, ist zuletzt immer „apophatisch“, ein Nicht-Reden, ein hoffendes, liebendes Hinsehen, ein Lieben. Das Beten als Denken ist ein immer neu scheiterndes und aus dem Scheitern auferstehendes Lieben.

Wir beten, weil wir nicht lieben und uns des Mangels an Liebe bewusst sind, und wir beten aus Liebe. Die Jünger baten Jesus: „Herr, lehre uns beten“, weil sie seine Gemeinschaft mit Gott als die Quelle des ihn speisenden Wesens erkannten, als das für sie Notwendige, das ihre Not wendende. Beten lernen wir im Scheitern, wo uns da sichtbar, leibhaftig, inkarniert Liebe begegnet, die uns in den weiten Raum der neuen Schöpfung stellt, der der Raum der Liebe Gottes ist. Beten ist Atmen in diesem Raum, Denken, Staunen, Lieben in diesem Raum. Wir sind noch nicht in diesem Raum, aber er ist schon und wirkt in uns. Beten ist aufgeschlossene Endlichkeit, Beten ist ohne Ende. Beten ist Gnade. Beten ist ein stetes neues Anfangen.

Erschienen in „Quatember“ 3/1977